

(Nachdruck verboten.)

18] Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Hofegger.

Als der Jakob nun auf die Hochblöße kam, wo man in die Gräben des Altenmoos hinabsieht, stand er still. Ueber ihm rauschten die Bäume und über den Baumwipfeln flogen Wolkensegen hin, die manchmal an die Gipfel, manchmal an die Erde strichen, so daß der Wanderer für Augenblicke im Nebel stand, durch welchen der Vollmond gar nicht oder als eine kupferfarbige Scheibe zu sehen war. Blöglich wieder heiterer Himmel, blickartig blinkte das Licht, scharfe Schatten werfend, bis der Mond neuerdings hinter Wolken flog. Und so war es bei diesem vom Winde getriebenen Licht- und Schattenspiel, daß über die dunklen Berge und Thalgründe milchige Tafeln flogen, und wo sie einen Fels trafen, oder ein reifes Kornäckerlein, oder ein Wasser, dort blitzte es auf, bis wieder die Nacht der Wolken lag in der Sommernacht.

Der Jakob stieg durch Lärchenanwachs hinab; wo dieser junge Wald stand, war einst des Sandlers bestes Kornfeld gewesen. Der alte Sandler ist gestorben draußen zu Krebsau in einem Bretterschuppen. Seine Kinder? Man hört nichts mehr von ihnen.

Vom Berge her leuchtete grell ein weißer Punkt. Das war die Ofenmauer, die als letzter Ueberrest vom Guldeisnerhof stehen geblieben. Dem Guldeisner soll es freilich gut ergehen draußen auf seinem Herrensitze. Der Jakob kam an die Stelle, wo das Wegererhaus gestanden, hier lagen noch einige moderne Zimmerbäume, die in der Nacht einen bläulichen Schimmer gaben. Der Wegerer hatte sein Gut um ein geringes verschleudert und sich damit getröstet, daß es ihm halt so aufgefaßt gewesen. Jetzt war er zur Sommerszeit Umhalter oben im Rabenbergischen, im Winter litt er Hunger. Er thut es seufzend, „es ist ihm halt so aufgefaßt“. — Jakob stolperte über einen mit Hollerbusch und Brennweissen bewachsenen Steinhäufen. Da war des Nachbarn Knatschel Haus gestanden. — So war's in Altenmoos, junger Anwachs, wo Felder und Wiesen gewesen; Steinhäufen, wo die Höfe gestanden. Der Jakob schritt über einen großen Friedhof.

Als er endlich zu seinem Hause kam, war es schier Mitternacht. Es war ihm auf einmal fast märchenhaft, daß dieses Haus noch unverfehrt dastand, wie vor zwanzig Jahren, als er es von seinem Vater übernommen hatte. Der Kettenhund bellte. Der Jakob wunderte sich darüber, denn das Thier erkannte ihn sonst schon von ferne. Als er um die Hausecke bog, sah er, daß an der Wand der Kammer, in welcher seine Tochter, die Angerl, schlief, ein schwarzer Schatten stand. Der Jakob blickte um sich, welcher Baumstrunk denn diesen Schatten werfen konnte, doch dieser Schatten bedurfte keines Baumstammes, jetzt huschte er vom Fenster weg und davon. — Es giebt nicht zu wenig, es giebt am Ende noch zu viel Leute in Altenmoos, dachte sich der Bauer, trat ins Haus, verriegelte diesmal die Thür und ging in die Knechtstammer. Der Lufchel-Peterl jaß noch auf seinem Bette und besserte bei einer Kerze ein Kleid aus; seine Sicht im Bein, meinte er, sei ihm nun auch schon ans Beinkleid gekommen. Der andere Knecht lag lang hingestreckt auf dem Strohsack und schnarchte. Nur das wollte der Jakob wissen, dann ging er in seine Stube.

Am nächsten Morgen früh erschien er in der Schlafkammer seiner Tochter. Diese war ein liebliches, eben aufblühendes Wesen. Just im Begriffe aufzustehen, zog sie nochmals die Decke bis an den Hals heran, strich die dichten schwarzen Haarsträhne aus dem Gesichtlein und blickte mit ihren großen klaren Augen den Vater befremdet an.

„Vor mir brauchst Du Dich nicht zu fürchten“, sagte der Jakob, „ich will nur einmal nachsehen, ob Du nicht Zugluft hast vom Fenster her. Nichts ungesünder bei Nacht, als Fensterluft! Werden auch ein Gitter machen lassen müssen.“

„Die Zugluft geht ja auch durchs Gitter!“ lachte das Mädchen.

„Aber der Dieb nicht“, setzte der Vater rasch dazu.

„Ich fürchte mich gar nicht“, versicherte die Angerl.

„'s ist nicht mehr so wie früher zu Altenmoos“, sagte der Vater und that harmlos, „vor Zeiten haben wir freilich kein

Fenstergitter gebraucht, oder eher fürs Hinans-, als fürs Hereinsteigen.“

Die schlaue Angerl that auch harmlos und sagte: „Wenn ich im Stübel bin, wer kann denn was stehlen?“

Der Jakob sagte nichts mehr. Er hielt dafür, daß man in solchen Dingen mit den jungen Leuten eher zu wenig als zu viel rede. Er hatte um seine zwei wohlgearteten Kinder manch heimliche Sorge. Das Mädlein ist allzu sauber geworden, man kann's keinem verübeln, wenn's ihm gefällt. Und der Friedel! Schlank und frisch, wie der aufwächst! Der wächst schnurgerade in des Kaisers Rock hinein. Des Kaisers Rock wäre ja keine Schande und das Heimathland muß Soldaten haben, daß es sich hüten kann. Aber fort müssen! So höllisch weit in die Fremde fort müssen! Den Gedanken konnte der Jakob nicht extragen; immer hatte er ihn sonst mit einer raschen Handbewegung verschweigt: Dauert noch lange drauf, wer weiß, ob wir's erleben. — Nun war die Zeit knapp vor der Thür und schon rief sie gleichsam: Reuthofer, Du erlebst mich. Da bin ich, Deinen Friedel will ich haben!

Viel mutiger hatte die Bäuerin, die Maria, dieser Zeit entgegen gesehen, denn es war ihr unmöglich zu denken, daß es je so weit kommen könne: ihr blonder Friedel im fremden Land unter den martialischen Soldaten! Wenn's aber so weit kommen sollte, so geht sie — das hat sie sich vorgenommen — zum Kaiser und kniet vor ihm nieder und steht nicht früher auf, als bis er ihr den einzigen Sohn freigegeben hat.

Daß es außer der größten Macht im Reiche auch noch andere und gefährlichere Mächte giebt, den Sohn der Mutter abspenstig zu machen, daran hatte das gute Weib freilich nicht gedacht.

Eines Tages — an einem kleinen Bauernfeiertage — war der Friedel nach Sandeben geschickt worden, um im Gemeindefamtsamt die Jahres-Grundsteuer zu hinterlegen; denn der Jakob hielt auch in dieser Sache auf Ordnung, obwohl in letzterer Zeit her die Ordnung schwer wahrzunehmen war, denn die Steuer wuchs von Jahr zu Jahr, wurde unregelmäßig vorgeschrieben und die Posten hatten allerhand neue Namen. Es waren an diesem Tage auch andere Personen aus Altenmoos auf dem Wege, Manns- und Weibskente, aber der Bursche hatte sich ihnen nicht angeschlossen, er ging lieber allein. Die Leute neckten ihn gern, der Dirndeln wegen, wie das schon so Brauch ist, wenn ein Bauernsohn in die Jahre kommt, wo er an Liebchaften, ja vielleicht gar ans Heirathen denken kann. Dem Friedel waren solche Neckereien zuwider und er war auch nicht schlagfertig genug, um die Hänseleien gelassen zurückzugeben, und einen Tappel (einfältigen Menschen) wollte er nicht vorstellen.

Heute aber hatte er mit seiner Einsamkeit kein Glück. Als er sich auf den Heimweg machte und unterwegs an einem abgeplückten Steinneckenstiel laute, was ihm lieber war, als Tabakrauchen und Schwätzen, wurde er von hinten her angerufen. Die Furchenbauertochter aus Sandeben. Ein Mädlein, frisch wie der Fisch im Wasser und lustig wie das Vöglein in den Lüften. Gar groß war sie nicht, aber fein rundlich; jener Zimmermann mit dem losen Maul hatte nicht unrecht, wenn er sagte: „Bei der Furchenbäuerin ist alles mit dem Zirkel gezogen: Das Gesichtl, das Augerl, das Büschel, das Armerl, das Buserl.“ Wenn nur das Herzerl nicht allzu kugelförmig ist, meinten andere, „daß es nicht etwan von einem zum anderen rollt!“ Es wird sich ja zeigen, ob diese Befürchtung gerechtfertigt ist. Der Name, den sie trug, war auch rund. — Zderl hieß sie. — Ein feines Mädlein!

Sie hatte einen weißen Strohhut auf und trug einen Handkorb. Als der Reuthofer-Friedel vor ihr seine Schritte beschleunigen wollte, rief sie ihn an: Was er denn gestohlen habe zu Sandeben, daß er so laufe?

Da blieb er stehen und schaute freundlich auf das Mädchen her. In'sgeheim war ihm: daß es gerade die sein muß! mit der weiß ich schon am allerwenigsten was zu reden.

„Was sagst?“ fragte sie ihm zu. Ihre Stimme war hell wie ein Glöcklein.

„Ich habe nichts gesagt“, antwortete er.

„Jetzt habe ich geglaubt, Du hast was gesagt“, lachte sie, „na also gehen wir Zwei einmal miteinander.“

„Wo gehst denn hin?“ fragte er sie bescheidenlich.
 „Nach Altenmoos, wenn ich kunn“, versetzte sie.
 „In Altenmoos ist's halt nicht mehr lustig“, sagte er und faute an seinem Blumenstiel, daß dieser vor der Nase langsam hin und her schlug.
 „Muß sein, weil mehr Leut' heraus- als hineingehen“, entgegnete das Mädcl. „Mußt Dich aber nicht fürchten, daß ich weit mit Dir geh'. Nur bis zum Rechensteg, dort thut mein Vater holzen und dem trag' ich das Mittagsmahl nach.“

Dem Friedel war's recht, daher schwieg er.
 Sie ging lech neben ihm her.
 „Ist recht“, sagte er nach einer Weile.
 „Na, wenn's nur recht ist“, gab sie zurück.
 Er schielte auf ihren Korb und fragte: „Was hast denn drinnen?“
 „Ein Guterl“, antwortete sie, „ein gutes Guterl! Ja heute bring' ich dem Vater sein Lieblingsessen, Schwammisuppe und gesottene Krebsen. Wir haben eine böhmische Teichgräberin und die kann Krebsen sieden.“

Dem Friedel war auch das recht, daher schwieg er.
 „Was hast denn Du für ein Guterl (Lieblingsspeise)“ fragte sie den Burschen.

„Ich?“ fragte der Bursche entgegen. „Weiß nicht.“ Und schlug mit den Lippen den Blumenstiel in die Höhe.

„In Altenmoos muß es ja viel Krebsen geben“, sagte das Dirndel, „in Altenmoos gefällt's mir. Dort sollen noch lustige Leut' sein, gelt ja! In Altenmoos möchte ich Bäuerin sein. Aber einen munteren Bauern müßt' ich haben, der kein Stummel ist. Sonst thät' mir die Zeit lang werden. Gelt, Du meinst auch so?“

In der Weise plauderte sie heiter neben dem schweigsamen Burschen dahin und er dachte: Wenn sie nur immer so fortplaudern möchte, man hört ihr gern zu. Hört sie auf, so muß ich anfangen und ich weiß nichts. Daß ich bei den Weibsbildern doch gar so dumm bin.

Endlich waren sie am Rechensteg, wo ein paar Arbeiter mit langen Stangen die Holzscheiter losstießen, die vom Gebirge hergestößt sich in den Rechen geklemmt hatten und denselben gefährdeten.

„Deinen Vater suchst Du?“ rief einer der Arbeiter dem Mädcl zu, „der ist nicht mehr da, ist mit einem Holzhändler über den Bärchensteig nach Haus gegangen. Dich mögen wir aber schon.“

„Wenn ich Euch nur auch möchte!“ gab sie zurück. Dann blieb sie stehen, schaute den Friedel an und sagte: „Der Vater ist nicht da. Jetzt, was thu' ich mit der Schwammisuppe und mit den Krebsen?“

„Die Krebsen gehen eh gern rückwärts“, schallte der Friedel.

„Wieder heimtragen? Nein, da wird alles kalt und kalter ist's nimmer gut. Ich weiß was. Komm, Friedel, essen wir's miteinander. Jetzt ist's noch hübsch warm.“

Sie gingen noch eine Strecke fürbaß und dort, wo unter einer senkrecht aufragenden Felswand der grüne Rasenplatz ist und ein schöner Ahornbaumschatten, dort setzten sie sich nieder und das Mädcl packte den Korb aus.

„Du hast eh gewiß noch nicht Mittag gegessen, greif' zu!“ so lud sie den Friedel ein.

„Ah na“, sagte dieser gedehnt, „werd' schon daheim was kriegen.“

„Laß Dich nicht ehren und ih!“ sagte sie, jetzt da ist einmal der Schwammisuppentopf, wart', ich halt' ihn auf dem Schooß und klemm ihn ein, daß er nicht umkippt. So, Friedel, da ist der Löffel.“

„Nachher hast ja Du keinen Löffel“, bemerkte er artig.

„Das macht nichts, wenn Du genug hast, nachher lang ich zu.“

„Wenn ich Dir aber nichts übrig lass“, sagte der Bursche und blies endlich einmal seinen Blumenstiel von sich.

„Ist Dir wohl vergnunt. Du brauchst Stärkung auf den weiten Weg.“

Der Friedel aß, erst nach einem Weilschen entgegnete er: „Stark war ich eh.“

„Und schmieden thut's auch“, setzte sie bei.

Er leckte den Löffel säuberlich mit der Zunge ab, gab ihn dem Mädcl und sagte: „Jetzt is aber auch Du.“

Als sie solchergestalt mit der Schwammisuppe fertig geworden waren, that sie den Teller aus dem Korb, der mit einem weißen Tuche verhüllt war.

„Jetzt pass' auf“, sagte sie, „jetzt kommt die verdeckte Spei.“

Er machte erwartungsvolle Augen und als sie den Teller enthüllte, rief er: „Hundstrothe Krebsen!“

„Pack' an!“ sagte sie.

„Ah na, so Krebsen, die mag ich nicht.“

„Hast ihrer schon einmal gegessen?“

„Na, ich mag' sie nicht.“

„Lapperl Du, wenn Du ihrer noch nie gegessen hast, wie weiß es denn, ob Du sie magst oder nicht! Geh, probir's, zwick' drein, sonst zwicken sie drein.“

Sie hatte ihm eine Schere losgelöst, er biß wacker drein.

„Je!“ rief er, „das Zeug ist ja steinhart!“

Sie gab ihm die Anweisung, wie man Krebsen is. Mit den Fingernägeln zerbrach sie die Schale, nahm ein Stück Mark zwischen die Finger, hielt es dem Friedel an den Mund: „Da, Vogel, schnapp' oder stirb!“

„Ah nah, sterben nit“, schmunzelte der Friedel und schnappte.

„Was sagst?“ fragte das Jderl.

„Gut ist's“, sagte er.

Hierauf aßen sie mit einander das Krebsenpaar.

Als sie damit fertig waren und nur mehr die zerrissenen Schalen herumlagen, wischte sich das Mädcl mit der Schürze den Mund und rief: „So, jetzt hab' ich einmal mit dem Neut- hofer Friedel aus Altenmoos Krebsen gegessen.“

„Bergelt's Gott!“ sagte der Bursche.

Sie blinzelte ihn an. „Bergelt's Gott, sagst gleich und fragst nicht, was Du schuldig bist?“

„Ich zahl's auch, wenn Du willst!“ versetzte der Friedel und griff in seine Tasche.

„Wirst doch einen Späß verstehen, Tschapperl!“ rief sie und zog seine Hand von der Tasche zurück. „Das heutige Krebsenessen wirst mir ganz anders bezahlen, mein Lieber. Heirathen müßt' mich.“

Sie lachte bei diesen Worten, aber er wurde so roth, wie die umher liegenden Schalen waren. Allmählig neigte sich sein Haupt gegen sie und er flüsterte: „Jderl, Dich mag ich schon.“ (Fortf. folgt.)

Münz - Namen.*

Woher stammt die Bezeichnung Mark für ein Geldstück? In alter deutscher Zeit wurde das Geld, d. h. das, womit man eine erworbene Waare regelt, nicht gezählt, sondern gewogen. Das mit einer Marke, einem Stempel, einem Zeichen versehene Gewicht hieß „Mark“. Später nannte man ein halbes Pfund Edelmetall eine „Mark“ und schließlich bezeichnete man zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten mit dem Worte ganz verschiedenartige Münzen.

Eine Mark rechnen wir heute zu 100 Pfennigen, und wie viel hundert Mal sprechen wir das Wörtlein Pfennig aus und wissen nicht, was es bedeutet! Auch diese Bezeichnung ist uralt. Sie ist so eingebürgert im Volksgebrauch, daß sie in zahlreichen Zusammensetzungen, Redensarten und Sprichwörtern gleichbedeutend mit Geld überhaupt geworden ist, wobei man nur an Bettelpfennig, Nothpfennig, Zehrpfennig, Peterspfennig, gemeinen Pfennig und dergleichen zu denken braucht. Die Gelehrten sind aber noch nicht so recht einig darüber, woher das vielrollende Wörtlein stamme. Die einen sagen, es stehe ursprünglich im Zusammenhang mit „Pfand“, die andern meinen, es komme von dem Aussehen des früheren Pfennigs, das einem „Pfännelein“ ähnelte, her, wieder andere glauben wohl gar, man habe der- einst nicht nur den Namen, sondern auch die Pfennige aus kupfernen Pfännelein oder wenigstens in Pfännelein gemünzt, wie der gemeine Mann die schwarzen Sechser von 1705 „Kesselfecher“ taufte, weil er meinte und scherzte, die seien aus alten Kesseln gemünzt, an denen wohl auch viel uralter Nuß gewesen. Je nach den Münz- und Her- kunfts- und anderen Zeichen gab es dann gar vielerlei Pfennige. Es gab einen „Gougenpfennig“, benannt nach Herzog Gonzo von Schwaben, einen „A.“, „Bod.“, „Drachen.“, „Händlein.“, „Kamm.“, „Kreuz.“, „Löwen.“, „Posthörlein.“, „Rad.“, „Napfen.“, „Nauten.“ Pfennig und mag leicht ein paar mehr gegeben haben.

Der genannte „Händlein-Pfennig“ war der ursprüngliche Name für „Häller“. Ueber den Namen hat man auch lange gestritten. Das ältere Geschlecht der Sprach-Gelehrten, das noch nicht so streng die sprachlichen Formen zurückverfolgen konnte an der Hand der Urkunden und sonstigen Sprach-Denkmal, wollte ihn durchaus von „halb“ ableiten, weil ja so ein Häller wirklich ein halber Pfennig war, die man auch „Hälblinge“ nannte. Aber es ist jetzt sicher, daß bereits seit 1300 ein Häller so viel war als Pfennig von Hall. Die Häller Einwohner bekamen nämlich schon früh als rührige Salz-Händler ein Münzrecht, und sie prägten die nach ihnen benannten und in aller Herren Länder herumkommenden Pfennige doppelseitig. Vorn ist das Zeichen der kaiserlichen Münz- berechtigung, die Schwurhand (Händels- oder Händleins-Pfennig).

*) Nach einem Artikel der „Köln. Volkszeitung“.

rückseitig zeigt sich das Ankerkreuz, das mit der Schwurhand noch heute das Wappen von Schwäbisch-Hall bildet.

Rehlich ist es mit dem „Thaler“ gegangen. Das war ursprünglich eine in Joachimsthal in Böhmen geprägte und ausgegebene Münze, die dann von anderen Münzstätten ebenfalls, natürlich ohne den Ortsnamen, geprägt wurde. Es giebt aber auch heute noch verschiedene Thaler-Werthe und Thaler-Namen. Den bayerischen Bauern ist ihre „Kronenthaler-Zeit“ immer noch als eine Art verlorenen Paradieses in Phantasie und Gedächtniß, der „bayerische Thaler“ war ihnen auch noch recht, weniger befreundeten sie sich schon mit den „Bereins-“ und „Konventionsthälern“, die sie gleich den heutigen Dreimarkstücken gleichviel welcher Herkunft „Brenpenthaler“ hießen und heißen. Alte „Bergsegensthälern“ von Mansfeld, vielleicht auch alte vom Augsburger Bischof, nicht von der Stadt ausgegebene „Ulrichs-“, oder „Marienthälern“ aus dem 17. Jahrhundert, haben sie vielleicht einmal in der Hand gehabt, kaum aber einen „Brillenthaler“ des Herzogs Julius von Braunschweig, oder einen „Dreifaltigkeitsthälern“ von Neus, oder einen französischen „Lautenthaler“, oder einen Kölner „Ursulathälern“, vielleicht nicht einmal einen „Reichsthälern“ aus dem alten Reich. Der Name „Hecthaler“ wie „Hectpfennig“ ist da und dort noch geläufig und man versteht darunter eine „hectende“, immer neues Geld bringende Münze. Weniger geläufig ist, beiläufig bemerkt, daß der amerikanische „Dollar“ und der deutsche „Thaler“ sprachlich sehr nahe verwandt sind.

Der „Gulden“ ist süddeutschen Ursprunges. Das Wort hieß so viel als „gulden Pfennig“, bezeichnete also ursprünglich eine Goldmünze, und erst später, als man den Sinn des Wortes nicht mehr faßte, unterschied man Silbergulden und Goldgulden. Auch davon gab es verschiedene Arten, je nach dem Münzbilde: „Marien-“, „Kaisers-“, „Horn-“, „Räder-“, „Gulden“, den „Schwertgulden“ (eine kurfürstliche Münze mit den Kürschwertern), den kölnischen „Radergulden“, den vom Volke sogenannten „Sofelgulden“ von 1706 und 1707 u. s. w. — Das Zeichen für einen Gulden war bekanntlich fl. Die Stadt Florenz prägte nämlich zuerst diese Münze anno 1252. Auf der einen Seite war Johannes der Täufer, auf der andern eine Lilie mit der Aufschrift Florentia abgebildet. Von diesem Florentia oder von flore lilii kam das Zeichen. Man hieß diese florini d'oro auch *gigliati*, in deutscher Uebersetzung „Liliengulden“.

Wer den Gulden oder Thaler nicht vermochte, hatte doch noch einen „Groschen“ oder „Dreier“. Das Wort kommt her vom mittellateinischen Wort *grossus* und heißt Dichtmünze. Vom 11. bis 14. Jahrhundert hatte man nämlich die sogenannten Brakteaten. Das waren nur auf einer Seite gestempelte und so dünne Münzen, daß sich die Fugen des Stempels hier ein, dort ausgebogen erwiesen, weshalb man sie auch *Hohl-, Schlüssel- und Blechmünzen* nannte. Der Student spricht heute noch von „Blech“ und „blechen“. Im 13. Jahrhundert prägte die Stadt Tours eine Silbermünze, den *gros tournois*, der ganz genau dem römischen Denar, dem täglichen Solde der römischen Fußsoldaten, entsprach. Aus diesen ging der Groschen hervor, der die *Hohl- und Blechmünzen* verdrängte. König Wenzel führte sie bei uns ein, indem er in Prag solche prägen ließ, die man dann böhmische Groschen hieß. Auch davon gab es eine Menge Abarten: Engelgroschen, Horngroschen, Johannisgroschen, Judengroschen, Mariengroschen, Neugroschen, Silbergroschen. Hauptsächlich haben sie alle in besserem Ansehe gestanden als die L-Groschen und ihre schlechten Kameraden, die E-Sechser, die, aus Coburg stammend, um die Mitte unseres Jahrhunderts berühmt waren wegen ihrer Nichtswürdigkeit.

In der Schweiz nennt man auch heute noch die kleinste Teilmünze eines Franken einen „Rappen“. Der Name war aber ursprünglich nicht schweizerisch. Freiburg i. S. prägte im 15. Jahrhundert Pfennige und andere Scheidemünzen, die man wegen des Rabenkopfes „Rappen“ nannte, denn im Schwäbischen und Alemannischen spricht man Rappe oder eigentlich Rabbe für Rabe.

Auch der Name „Bazen“ hat sich lange erhalten, und es giebt Gegenden, wo man die Eier noch „bazeungsweise“ verkauft und „Halbbazen“ schmeißt. Wer denkt bei dem Bazen an den Werner Bären, obwohl uns der Personennamen Bey und der Wirtshausname Bazenwirth schon auf den rechten Weg leiten könnte? Um 1500 nämlich gab Bern eine geringe, vier Kreuzer werthe Münze aus, die sich nach und nach in ganz Ober-Deutschland verbreitete und auch in anderen Gebieten diesen Namen trug, obwohl da der Bär fehlen mußte. Andere freilich leiten die Bezeichnung von *pezzo*, *pièce* (Stück) her, von noch weiterschweifenden Ableitungen zu schweigen!

Die „Weißpfennige“, auch „Albus“, genannt kamen im 14. Jahrhundert am Rhein auf. Später nannte man sie „Räder-Albus“, als die drei geistlichen Kurfürsten eine gemeinschaftliche Münze ausgaben, die sie mit einem Kreuz im Zirkel verzierten, daß es einem Rad ähnlich sah. Von solchen Kreuzen haben dann die „Kreuzer“ ihre Namen, wie die Sechser, Zwölfer u. s. f. von den entsprechenden Ziffern.

In „Dukaten“ bezahlte man in der klassischen Zeit die Schriftsteller-Honorare. Der Normanne Roger II., Herzog von Apulien, prägte um 1140 eine Goldmünze mit dem Bildnisse Christi und der Umschrift *Sit Tibi, Christe, datus quem Tu regis iste ducatus*. Aus dem letzten Wort dieser Umschrift sei dann der Name entstanden und auch auf die allenthalben gleichartig geprägten Münzen übergegangen. Von den verschiedenartigen Dukaten will ich nur einen

der allerkuriosesten hervorheben, den „Sophienkinderdreifaltigkeitdukaten“, den die Kurfürstin Sophie von Sachsen 1616 prägen ließ, mit der Ueberschrift: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt“.

Im Markus-Evangelium wird von der armen Wittve gesprochen, die ihr „Scherlein“ als Opfer brachte. Wie viel Mal ist dies Wort in eigentlicher und namentlich bildlicher Bedeutung angewandt worden! „Scherf“, zusammenhängend mit Scherbe und ursprünglich einen Bruchtheil bedeutend, bezeichnete schon eine geringe Münze, einen halben Pfennig oder Heller, um wie viel geringer muß dann erst das „Scherlein“ angenommen werden! Eine andere geringwerthige Scheidemünze des spätern Mittelalters war der „Schinderling“. Herzog Ludwig von Bayern-Landshut ließ sie prägen um 1453, und niemand wollte sie annehmen. Das Wort aber soll nicht etwa davon herkommen, daß der Bayernfürst Land und Leute damit hätte „schindern“ wollen, sondern von „schindern“, gleichen, kirren. Auch der „Schilling“, dessen Namen wir noch aus älteren Zeiten in Zusammenhängungen wie *Vauschilling*, *Rauschilling* u. s. w. bewahrt haben, ist keine große Münze gewesen, eben ein Groschen, ein *solidus*, ein *sou*; der Name soll herkommen von „schallen“. Die „Landmünze“ gehörte ebenfalls nicht zum Großgeld. Es war eine nur für das Land selbst nach geringerem Münzfuß geprägte Münze. In Bayern hatte man z. B. öfters deren und in Norddeutschland gab es eine Scheidemünze „Landwitt“, die auch nicht weit ab von „Landmünze“ sich befunden haben wird. Doch waren beide immerhin besser als etwa die „Nothmünzen“, die man bei eintretendem Geldmangel z. B. in einer belagerten Stadt zu einstweiligem Gebrauche aus geringem Metall oder auch aus Leder prägte; besser auch als der „Dent“, eine kleine niederländische Kupfermünze, deren acht auf einen „Stüber“ gingen, oder der „Tantes“, die beide sprichwörtlich für etwas recht Geringes geworden. Im Spanischen heißt „Dante“ die Spielmarke und das mittelhochdeutsche „Tant“, das bayerische „Tanterling“, mit dem Tändler und tändeln zusammenhängen, stecken in dem „Tantes“ oder „Dantes“.

Die oberdeutschen Stämme hatten eine Münzsorte, die sie „Saigen“ (*saigae*) nannten. Man liest manchmal in Geschichtsbüchern diesen Namen, und er ist vielleicht noch nicht einmal ganz im Volke erloschen. Es war eine Silbermünze, deren zwölf einen Goldsolidus ausmachten, wie wir aus den Gesetzbüchern der Alamannen und Bayern wissen. „Seige“ heißt aber das Nitzzeichen, die Biffring, und „Seiger“ die Waage, besonders die zur Prüfung der Münzsorten bestimmte. Daraus wird wohl auch der Name zu erklären sein. —

Kleines Feuilleton.

Zur Geschichte des Bieres. In einem Artikel der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ sagt U. Karell über „Altdenische“ Biere: Früher trank man statt Gersten-Weizenast. In einem Briefe, den Wallenstein am 2. Juli 1628 an den Feldmarschall Arnim nach Straßburg richtete, heißt es: „Dieweil ich das Gerstespier nicht trinken kann, bit, der Herr thu die Anordnung, auf daß von Barth auf Anklam vor mich Weizenast gebracht wird.“ Im Anfange brauten bloß die Klöster, später bemächtigten sich auch die Städte dieses einträglichen Unternehmens. Jeder größere Ort hatte sein eigenes Erzeugniß. Diese zahlreichen Produkte der Gärung wurden mit den verschiedensten Namen belegt, die theils ihre Wirkung, theils ihre Herkunft andeuteten. Manche Orte waren besonders reichlich mit „Birnennamen“ bedacht. So hatte Jena einen „Dorfsteufel“, einen „Maulesel“, einen „Klotz“ und ein „Menschenfell“. Frankfurt hatte einen „Büffel“. Leipzig ein „Kastrum“. Erfurt einen „Schlunz“ und Schöningen einen „Todtentopf“. Der Breslauer „Schöpf“, die Braunschweiger „Numme“ und die Goslarer „Gose“ waren nebst dem schon erwähnten „Einbecker“ ehemals die süßigsten Biere. Bei manchen fungirte der Volkswitz als Lauspathie, denn in Corvey hieß der braune Gerstenast „Gumb“, weil er im Leibe Knurren machte. In Ostpreußen wurde „Zammer“, in Osnabrück „Bürste“ und in Löhrode „Auweh“ getrunken. In Delitzsch ergößte man sich an dem „Ruhschwanz“, dessen Genuß sriedfertig, aber auch zugleich beweglich und wackelig machen sollte. Die sich am „Alten Klaus“ in Braundenburg bezechten, sollten betagten, stillen Betrütern gleichen. Der „Kater“ von Stade hieß so, weil er des morgens demjenigen, der davon zuviel getrunken, wie ein Kater im Kopfe schnurrte. Dem „Mord und Tod“ von Köpenick und Eisleben stand der „Zigenille“ von Rauen ebenbürtig zur Seite, denn von dem letzteren hieß es:

„Zigenille, Zigenille,
Wer dich trinkt
Liegt drei Tage stille.“

— Wo kommt der Saffran her? Die „Kerztl. Rundschau“ berichtet: Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der dortige Sanitätskonseil die Wallfahrten von Persien und Indien nach Aherbela verboten habe. Aherbela ist das Reich der Schützen. Es ist gebräuchlich, die Leichname reicher Schützen aus Indien in Karawanen nach Aherbela zu überführen. Die Leichname werden mit vielem Saffran in Teppiche eingewickelt und dann in Aherbela beerdigt. Die Teppiche und der Saffran werden, wenn sie diesen Dienst geleistet, an europäische Händler verkauft. Der größte Theil des in Europa verbrauchten Saffrans ist solchen Ursprungs.

Literarisches.

n. Castellhun, Friedrich Karl: „Gedichte.“ Verlag der Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins in Zürich und Freidenker-Publishing Co. in Milwaukee (Nordamerika) 1896. — Auf den Ruhm des Dichters macht der Verfasser, wie er in einem kurzen Vorworte selbst sagt, keinen Anspruch; er will lediglich seinen Freunden verkünden, „wie er geschwärmt und geträumt“. Ob deren Urtheil gerade sehr günstig ausfallen wird, selbst wenn man einem alten Bekannten manches nachsieht, bezweifeln wir. Denn die Verse lassen unendlich viel zu wünschen übrig, und die „Schwärmereien und Träumereien“ erheben sich nie über ein ganz bescheidenes Durchschnittsmaß. Eins muß man dem Verfasser indessen lassen: sein Herz schlägt warm für die Arbeiterklasse, und aus den meisten seiner Gedichte bricht eine begeisterte Liebe zur Freiheit hervor. Schade nur, daß bei ihm die Form fast allen Inhalt ungenießbar macht. —

Kunst.

— Ueber Max Klingers Leben und Werke wird am Sonntag, den 28. Februar, nachmittags fünf Uhr, der Kunstschriststeller Fritz Stahl im Theateraal der alten Urania (Invalidenstraße) sprechen. —

— Die verstorbene Lady Wallace hat ihre Gemäldesammlung, deren Werth auf 1 000 000 Pfrl. geschätzt wird, der englischen Nation vermacht. Die Sammlung enthält fünfzehn Meissouier, einige der besten Gemälde von Josua Reynolds, Gainsborough und Turner und ist besonders reich an Watteaus. —

Aus dem Thierleben.

— Der Friedhof eines ausgestorbenen Riesenvogels wurde in der Umgebung der Stadt Invercargill an der Südküste der Südinself von Neu-Seeland von dem Verwalter des Canterbury-Museums entdeckt. Der Vogel ist der berühmte Moa (*Dinornis maximus*), das aufgefundenen Lager von den Ueberresten dieser riesigen Vogelart ist das größte und reichste, das bisher bekannt geworden ist. Wahrscheinlich liegen hier die Knochen von nicht weniger als achthundert Vögeln, welche sämtlich zu ausgestorbenen Arten gehören. Für die Wissenschaft ist dieser Fund deshalb von besonderem Werthe, weil aus demselben eines der seltenen Moasfelle gewonnen wurde, welches vollständig von einem und demselben Exemplare stammt. Bisher mußten die Felle des Vogels meist aus den Ueberresten verschiedener Individuen zusammengesetzt werden. Von solchen ganzen Skeletten gab es bisher höchstens drei oder vier auf der ganzen Welt. Das neueste Exemplar aus dem neuentdeckten Lager erreicht die Höhe von fast 10 Fuß und ist in den Besitz des britischen Museums übergegangen. —

Astronomisches.

— Ein tausendjähriger Komet. Dem „Hamb. Kor.“ schreibt man: Ueber einen im Jahre 1881 entdeckten Kometen hat kürzlich F. Riem eine sehr bemerkenswerthe Untersuchung gemacht. Der Komet ist nach seinem Erfinder Tebut genannt und wurde am 22. Mai 1881 in Windfor in Neu-Süd-Wales in der Nähe von Sydney aufgefunden. Er war einer der hellsten Kometen der letzten Jahrzehnte und über 5 Monate lang mit bloßem Auge zu sehen. Riem hat jetzt die Bahn dieses Kometen nach sämtlichen zuverlässigen Beobachtungen berechnet und ist zu dem Schlusse gelangt, daß seine Umlaufzeit 2429 Jahre umfaßt. Dieses Resultat soll bis auf einige Jahrzehnte genau sein, sodas die Periode dieses Gestirns mit der runden Zahl von 2½ Jahrtausenden ziemlich richtig angegeben werden kann. Dagegen müßte derselbe Komet sich zum letzten Male im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt am Himmel gezeigt haben. Der Forscher hat nun die Mühe nicht gescheut, die allen chinesischen Berichte daraufhin zu studiren, ob sich etwa eine Notiz über einen Kometen in jener Zeit findet, dessen Beschreibung auf den Kometen Tebut zutreffen könnte. Es kommen da vier in den chinesischen Berichten genannte Kometen besonders in Frage, aus den Jahren 612, 513, 524 und 481 v. Chr. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Komet vom Jahre 612 mit dem genannten von 1881 identisch ist. Danach würde die Umlaufzeit desselben genau 2498 Jahre betragen. Dies wäre übrigens der erste Fall in der astronomischen Wissenschaft, daß vor einem Kometen mit einer Umlaufzeit von Jahrtausenden bereits eine zweimalige Beobachtung festgestellt werden konnte. Uebrigens hat es einen tieferen Grund, daß in China aus so alter Zeit genauere Berichte über Erscheinungen von Kometen vorhanden sind. Die Chinesen theilen nämlich ihren Himmel in eine Anzahl von Bezirken ein, von denen jeder einzelne in Beziehung zu einer Provinz des „himmlischen Reiches“ gebracht wird. Die Erscheinungen am Himmel von guter oder böser Vorbedeutung werden von den chinesischen Astrologen auf diese oder jene Provinz des Reiches gedeutet, je nach dem Himmelsbezirke, in dem sie beobachtet werden. Die Kometen spielten natürlich von Anfang an dabei eine besonders wichtige Rolle, daneben die Meteore. —

Technisches.

— Bricetts aus Quebrachholz. Quebrachholz kann, wenn die ihm innewohnenden Gerbstoffe herausgezogen wurden, noch weiterhin benutzt werden, und zwar als Brennholz. Nach der Auslaugung kommen die Hölzer in einen Trockenofen, in dem ihnen

der Wassergehalt bis auf etwa 1/20 entzogen wird. Pressen mit einem Druck von mehreren hundert Atmosphären bringen die getrockneten Spähne in Bricettsform. Die Bricetts zeigen eine feste Masse mit glatten Oberflächen, brennen mit heller Flamme und halten die Gluth so lange wie Kohlen. —

— Die Verwendung der Elektrizität zur Beleuchtung und Kraftübertragung auf Schiffen nimmt ebenso stetig zu wie die auf dem Lande. Auf dem jüngst vom Stapel gelaufenen britischen Schlachtschiff erster Klasse Prince Georg befinden sich sechs Scheinwerfer, um das Nahen von Torpedobooten zu bemerken, dreihundertundzehn Glühlampen von je fünfzig und sechshundertzwanzig von je sechzehn Kerzen zur Erleuchtung des Inneren. Auch werden die vier zwölfköpfigen Drehlanonen durch elektrische Kraft bewegt. Im ganzen sind allein achtundvierzig Kilometer Lichtleitungen an Bord des Schiffes verlegt. —

Humoristisches.

— Ein Schwerhöriger. Vor einigen Tagen gegen Abend lud ein Fuhrmann einen Automaten, der einen Italiener mit Peierlasten darstellte, in einem Lokale der Stadt Gera ab. Der „Mann“ wurde einwärts ins Waschhaus gestellt. Bald hatte ihn die Jugend entdeckt. Und da sich der „Kerl“ nicht rührte, trachten nach kurzer Zeit Steine, Besen, alte Töpfe an das Waschhaus. Als eine Frau hinzukam, die nicht in das Waschhaus hineinzugehen wagte, wurde ein Straßen-Vorarbeiter herbeigerufen, der dem stummen Italiener von außen her den Standpunkt wegen seines ungehörigen Aufenthalts klar machte. Da sich der Eindringling aber garnicht regte, eilte der erbooste Vorarbeiter auf die Polizei, die schließlich, nachdem alle Vorichtsmaßregeln gegen das Entweichen des streichen Italieners getroffen waren — das Räthsel löste. —

— Das genügt. Ein Breslauer Steuerpflichtiger war von der Steuer-Einschätzungskommission zur Vorlegung seiner Bücher aufgefordert worden. Er erschien auf dem Amte und verlangte den Vorsitzenden der Kommission persönlich zu sprechen. Das wurde ihm nach einigen Umständen gestattet. Und nun erschienen drei Dienstwänner auf dem Plan, jeder schwer beladen mit Büchern und Aktenstücken, die sie zu Füßen des Herrn Regierungsraths niederlegten. Der gewissenhafte Steuerzahler hatte zur größeren Sicherheit seine sämtlichen Bücher und Belege seit — den sechziger Jahren zur Stelle geschafft. —

Vermischtes vom Tage.

— Ein schwerer Justizirrtum wird der „Breslauer Ztg.“ aus Opreußen gemeldet. Am letzten Freitag verstarb in Dungen, Kreis Osterode, der Besitzer Schareina, nachdem er dem Geistlichen beigehtet, daß er an einem Schulmädchen vor über 20 Jahren einen Lustmord begangen habe, wegen dessen der damalige Detslehrer zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde, die er auch verbüßt hat. —

— In der Brannkohlengrube Schönnow bei Meseritz sind acht Bergarbeiter verschüttet worden. —

— Straßund. Beim Einholen des Nehes schlug ein Fischerboot um. Ein Vater ertrank mit zwei Söhnen. —

— In Lübeck sind die Mutter und Schwester des Kunstmalers Jürgens infolge Einathmung von Kohlendunst erstickt. —

— Bremen. Die Rettungstation Kolbergermünde telegraphirt: Am 24. Februar wurden von dem bei Bodenhagen gestrandeten, mit Kohlen von Veith nach Kolberg bestimmten deutschen Dampfer „Stadt Leer“, Kapitän Jäger, 12 Personen durch das Rettungsboot „Reichstelegraph“ gerettet. —

— Für den neuen Kölner Hauptbahnhof sind bis Ende September 1896 31 014 141 M. ausgegeben worden. —

— Bei Mühlheim hat ein Berggrutsch eine Strecke von 1½ Quadratkilometer verwüstet. —

— Vom Neubau der Stadthalle in Barmen sind zwei Dachdecker abgestürzt. Sie waren auf der Stelle todt. —

— Der Schriftsteller Rubin veröffentlicht in Münchener Blättern eine Erklärung, laut welcher er öffentlich auf den „ihm vollständig werthlos erscheinenden“ Titel: Deserveutenant fortan verzichtet. Die „M. N. N.“ hat die Aufnahme des Inzerats verweigert. —

— In Norwegen sind durch Schneestürze zahlreiche Unglücksfälle verursacht worden. In Valdan wurde eine Mühle ins Wasser gespült, wobei drei Personen ertranken. —

— In der Kaserne der Genietruppen in Nancy (Frankreich) explodirten mehrere Zünder. Sechs Mann wurden verwundet. —

— Die Bank von England ist einer großen Banknoten-fälschung auf die Spur gekommen. Nachgeahmt wurden Zehn-Pfundnoten und zwar ungewöhnlich täuschend. Die falschen Noten wurden in Wien gedruckt und von ihnen 1000 Stück in Paris an einem Tage in Umlauf gesetzt. —

— Durch eine in den Robel'schen Werken bei Irvine (Schottland) vorgekommene heftige Dynamitexplosion wurden sechs Arbeiter getödtet. —

— Ein Dampfer befährt jetzt den Jordan von Jericho bis Librias. —

— ce. Der künftige Kriegsminister der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Alger, ist im Bürgerkriege vor der Schlacht feige davon gelaufen. Als die Sache aufkam, schied er damals, vor 33 Jahren, „freiwillig“ aus dem Heeresverbande. —